

Gerd Wartenberg

Gerd Wartenberg, bekannt geworden durch eine Beiträge zur Theorie des Jugendalters, ist am 6. Mai 1990 im Alter von 48 Jahren an Krebs gestorben. Während seiner letzten Lebenswochen arbeitete er an diesem Aufsatz über Erik H. Erikson. Er hat ihn nicht mehr vollenden können. Wir drucken ihn zu seinem Gedenken in der von ihm hinterlassenen Form ab.

Eriksons Autobiographie als Spiegel seiner Auseinandersetzung mit Ich-Identität

Wer war dieser Erikson, der am 15. Juni 1902 in Frankfurt a.M. geboren wurde? Erst in den 70er Jahren begann in der Bundesrepublik Deutschland sein verstärkter Einfluß, beeinflusste für ein Jahrzehnt Jugendtheorie und Sozialarbeit, aber damals erschien er schon als ein Amerikaner ins Deutsche übersetzt. Die pathetische Sprache seiner Bücher (schlechtes Emigranten-Englisch in schlechtes Deutsch übersetzt) konnte die Faszination nicht verhindern, die sein Werk in den 70er Jahren ausstrahlte und die in den 50er, 60er Jahren begann.

Eriksons Vater war seiner Mutter noch während der Schwangerschaft, vor der Geburt des Kindes durchgebrannt; sie heiratete dann den jüdischen Kinderarzt Dr. Homburger, und Erikson wuchs in Karlsruhe auf. Der kleine Erik hatte Schwierigkeiten mit seiner Identität: der wirkliche Vater und die Mutter Dänen, die Eltern und die Verwandtschaft jüdisch, die Schulerziehung christlich. Er war groß und blond, für die einen ein Däne, für die anderen Jude. Er wollte studieren, aber da begannen seine Arbeitsstörungen; er schaffte gerade noch ein Montessori-Diplom in Pädagogik: So dürften wir ihn heute in unserer Zunft der Pädagogik begrüßen. Es kam hinzu, daß er das radikalisierte, was viele Leute damals in der deutschen Jugendbewegung taten, die in Gruppen wanderten. Auch er ging auf Wanderschaft, verstand sich als Zeichner und „bildender Künstler“ (wobei man sich seine Bilder wohl im Stil des Schwarzwaldmalers Hans Thoma vorstellen muß). Aber Erikson hat seine lange Adoleszenz (auch wenn er sie später als Borderline-Problematik zwischen Neurose und Psychose einschätzte: 1977, 25) immer positiv gewürdigt, wenn er auch daran gelitten haben mag: Ohne diese ersten 25 Jahre seines Lebens sind seine späteren Jugend-Theorien unverständlich.

1927 kam eine wichtige Wende: Ein Freund, heute der wichtigste Jugendtheoretiker der Psychoanalyse, Peter Blos, arbeitete damals bei Anna Freud und Dorothy Burlingham als Lehrer an einer kleinen

psychoanalytischen Versuchsschule in Wien. Er überredete die Frauen, seinen Freund für eine Weile als Tutor und Vertreter für ihn selbst einzustellen; er könne ja außerdem auch schöne Kinderbilder der vier Burlinghamschen Kinder malen.

So kam Erikson nach Wien für fünf oder sechs entscheidende Jahre, bevor er in die USA emigrierte, anfangs 25 Jahre alt, ohne jeden Universitätsabschluß. Aber Anna Freud bietet ihm an, zu lernen, „Kinderanalytiker“ zu werden, er erhält bei ihr Trainingsanalyse, nimmt an dem berühmten Wiener „Kinderseminar“ teil; der Sozialpädagoge August Aichhorn bringt ihm die Behandlung von Jugendstörungen bei. Heinz Hartmann (mit seinen Theorien über die Anpassungsfunktionen des Ichs) dominierte nach Eriksons Wahrnehmung damals die Wiener Gruppe (37); Freud lebte zurückgezogen, schwer erreichbar, einmal fuhr Erikson mit ihm zusammen im Auto.

1930 hat Erikson nicht nur seine Trainingsanalyse abgeschlossen, er hat auch seine spätere Frau Joan Serson kennengelernt, eine amerikanische Studentin, die ebenfalls analysiert wurde und wie er an der Schule Tutorin war.

Lange hielt es ihn nicht in Wien, die politische Lage war zu gefährlich, ein Versuch, sich in Dänemark als Analytiker niederzulassen, scheiterte, auch in New York klappte es nicht; schließlich gelingt ihm in Boston, Massachusetts, der Versuch. Ein Psychologie-Studium nachzuholen ist ihm — bei seinem schlechten Englisch — zu schwierig, er scheidet schon im ersten Semester. Aber Erikson hatte wie immer Glück, er wurde noch Mitglied der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung, obwohl schon im nächsten Jahr die Professionalisierungstendenz dazu führte, daß Nicht-Ärzte nicht mehr aufgenommen wurden (41), und er konnte auch in Harvard und später Yale Vorlesungen hören und an interdisziplinären Forschungsgruppen teilnehmen. Die Wiener Herkunft, die Analyse bei Anna Freud waren ein gutes Aushängeschild; Erikson lernte fleißig Englisch und lernte, „sich einem interdisziplinären Publikum mitzuteilen“ (42). So kam es, daß die zündenden Ideen, die die Teilnahme an der deutschen Jugendbewegung und sein großes Interesse am Kinderspiel von Anfang an verbunden hatte, nicht in das tödliche Prokrustes-Bett akademischer Begriffe der anerkannten Psychoanalyse gepreßt werden konnten, sondern im lockeren Kontakt mit der Universität sogar weiter aufblühten und fruchtbare Verbindungen eingingen. Erikson kann eine Privatpraxis aufmachen und davon leben; das reiche Erfahrungsmaterial, das ihm Kinder und Jugendliche in seine Praxis bringen, hilft ihm von nun an, seine Ideen weiter zu verfeinern.

Nur die Identitätsprobleme, die Erik Homburger hatte, der in den USA seinen Namen Erik in „Erikson“ (Eriks Sohn) änderte, als wolle er nachhelfen, sein eigener Sohn zu werden, ließen nicht nach. Was ihm

am meisten geholfen hatte, daß er im Wiener Kreis eine neue Identität gefunden hatte, beeinträchtigte ihn auch. Zwar konnte er sich jetzt so verstehen, daß seine verlängerte Adoleszenz und seine Trebegängerschaft durch Deutschland und Italien ein wichtiges „Moratorium“ waren (vgl. 1977, 28), ein Wartezustand, der erst eine neue Lebensperspektive möglich machte. Damit war der Keim zu seiner späteren Jugendtheorie gelegt. Aber — wie Roazen (1976, 3) überzeugend zeigte — Jugendbewegung und Wiener Kreis hatten ihm zugleich auch ein Modell von Führerschaft oder, wie wir heute vielleicht besser sagen, „Jüngerschaft“ vermittelt, das keine leichte Erbschaft darstellte. Nicht nur das adolezente Experimentieren, die Wanderschaft, wurde positiv umgedeutet: das Identitätsvakuum der Zeit verschärft die Jugendkonflikte zu einem verlängerten Moratorium. Auch die Heilung war festgelegt durch die eigene Erfahrung: Bewältigt werden die alten Identitätsprobleme durch die „treue“ Übernahme einer Schüler/Jünger-Rolle in der Freud-Gruppe. Was aber heißt Schülerschaft in dieser Tradition? Mit Abweichlern wurde in dieser Gruppe nicht lange diskutiert, so sagt Erikson selbst zu zwei anderen für die Pädagogik zentralen Theoretikern der Zeit:

„Reich und Siegfried Bernfeld, der sich — als Gast — intensiv mit Jugendproblemen befaßte, habe ich als sehr angenehme Lehrer in Erinnerung, die schon damals durch ihre Überzeugung, Freuds scheinbar so quantitativ greifbare ‚Libido‘ müsse gefunden und physiologisch isoliert werden, in eine tragische Vereinsamung geraten waren.“ (1977, 38)

Das ist nun sehr behutsam ausgedrückt, Erikson spricht von „eine(r) gewisse(n) konservativen(n) Tendenz des damaligen didaktischen Milieus“ „und vor allem von einer subtilen, aber konsequenten Ächtung gewisser Denkrichtungen“, vor allem natürlich solcher, „die nur irgendwie an die Abweichungen jener ersten und brilliantesten Mitarbeiter Freuds (wie Rank, Adler und vor allem Jung) gemahnten“ (38). Für den lernbegierigen Erikson waren alle diese Ideen natürlich zunächst einermal genauso interessant, aber er sagte sich, „der Schüler“ kann all das noch gar nicht beurteilen. So lernte und rezipierte er alles, was ihm überzeugend vorkam, legte aber immer Wert darauf, eine eindeutige ‚Identität‘ als Zugehörigkeit zur Gruppe der Wiener Psychoanalytiker zu behalten.

Besonders bitter muß ihm dies in der Frage Melanie Klein geworden sein, die im Wiener Zirkel als besonders verwerfliche Abweichlerin galt, denn auch Erikson hielt das *Kinderspiel* (wie Klein) für wichtiger als die *Kinderanalyse*. Aber auch später noch stellte er es immer so dar, als stehe er ‚treu‘ zu seiner Lehrerin Anna Freud. Dabei hatte er längst mehr von der Psychoanalyse revidiert als die ‚tragisch vereinsamten‘ Abweichler Reich und Bernfeld. Aber in den USA herrschte ein anderes

Klima; der wissenschaftliche Geist der Universitäten Harvard und Yale, den Erikson erlebte, ließ ihn sicher aufatmen. Es kam hinzu, daß er in den vierziger Jahren nach Kalifornien umzog und dort am „Institute of Child Development“ arbeitete (bei Jean Mac Farlane), d.h. seine Erfahrungen durch klinische Beobachtungen und Experimente vervollständigen konnte.

Erikson war in den 50er Jahren theoretisch vom Thema Identität, dem Verhältnis des Ichs zum Ganzen der Persönlichkeit besessen, wie gesagt, biographisch gesehen keine Überraschung. Aber für Erikson war Identitätsentwicklung nur sinnvoll zu sehen, wenn man sie in engem Zusammenhang mit den körpergebundenen Reifestadien der frühen kindlichen Persönlichkeit sah: Lebenslang erneuert sich Identität durch die erneuerte Auseinandersetzung mit weit zurückliegenden Erfahrungen aus der Kindheit, in denen sich das Leben zum erstenmal als Ganzheit zeigt. Das Ende der Adoleszenz war daher für ihn zwar, wie für Peter Blos, eine *zweite Geburt*, d.h. der eigentliche Eintritt in die Kultur, wichtiger aber war ihm bald — ähnlich wie für C.G. Jung —, daß mit den Lebenszyklen des Erwachsenenalters noch weitere und radikal neue Aufgaben auf den Menschen zukommen. Die Vision solcher Zukunft sieht er für ebenso wichtig wie den Rückgriff auf die Erinnerung.

Wie aber sah es nun mit dem Herzstück psychoanalytischer Theorie aus: dem sog. ‚Ödipuskomplex‘, der nicht nur das Familiendrama der Adoleszenz präformierte, sondern mit diesem auch das gesamte Leben bereits im Kern prägte und gestaltete?

Jugend heißt, daß der Heranwachsende mit den besonderen Veränderungen der Pubertät umgehen lernen muß, nicht zuletzt auch mit dem Reifen seines noch kindlichen Körpers zu einem (auch sexuell ‚reifen‘) voll ausgewachsenen männlichen oder weiblichen Körper. Der Reifungsprozeß läßt sich äußerlich daher am Längenwachstum, an der Entwicklung primärer und sekundärer Geschlechtsmerkmale usw. festmachen; die neue psychoanalytische Jugendtheorie schenkt aber vor allem der *Integration der Geschlechtsreife* in das *Persönlichkeitssystem* ihre Aufmerksamkeit. So argumentieren Brocher/Eckenberger noch 1970:

„Der individuelle Modus, die *biologisch vorgegebene* Pubertät zu integrieren, vollzieht sich im *Wechselspiel* von Triebforderungen, Außenweltbedingungen und in der Kindheit internalisierten, vorausgegangenen moralischen Forderungen (Über-Ich).“ (In: Neidhardt u.a. 1970, 122; Hervorhebungen v. Verf.)

Die effektive Handhabung der Außenwelt durch den Jugendlichen als Ergebnis einer guten Vermittlung des Ichs zwischen *Trieb* und sexueller *Moral* stand im Vordergrund. In diesem Theoriezusammenhang wurde

dann er Prozeß der „Ablösung von der Familie“ damit erklärt, daß die in der Pubertät verstärkt auftretenden genitalen sexuellen Regungen das Ich des Jugendlichen in Bedrängnis bringen, solange er sich noch im Kreise der Familie bewegt: einerseits, weil dort erneut alte *inestuöse* Ängste auftreten, andererseits, weil die stärker werdenden Triebrengungen für das Ich fremd und bedrohlich sein müssen, solange sie keinen Gegenstand finden. Wendet sich der Jugendliche — gegen Ende der Adoleszenz — von den Familienmitgliedern ab („Libidoverschiebung“, ebd. 128), findet er Befriedigung seiner (sexuellen) Wünsche nach Liebe und Zuneigung außerhalb der Familie, so ist die Altersaufgabe der Pubertät gelöst. Denn außerhalb der Familie kann der Jugendliche die alten Bindungsmuster ‚übertragen‘ und unbewußt wiederholen, aber auch weiterhin ‚bearbeiten‘ und zunehmend — im Idealfall — ‚auflösen‘. An diesem Freudschen Modell glaubte Erikson treu festzuhalten. Nur eine kleine Fokusveränderung hatte er vorgenommen: Nicht mehr die Über-Ich- (Wertsystem) und Ich-Ideal-Konflikte, also die Autoritätsprobleme und die Partnersuche allein standen im Vordergrund, und die Ablösung war auch nicht allein durch den Aufbau eigener Autorität und die Partnerfindung erreicht. Schließlich hatten ihn die eigenen hochfliegenden Ideale zwar viele Jahre herumwandern lassen, aber zum „Erwachsenen“ gemacht hatte ihn erst ein *spezifisches* Identitätsangebot, wie es die Wiener Gruppe entwickelt hatte. *Deshalb meinte er, sei dann doch das „tatsächlich erreichte, aber immer wieder zu überprüfende Gefühl der Realität des Selbst“, das sich mit der Verwirklichung der eigenen Identität herstellt, der Knotenpunkt.*

„Während man von der Bilderwelt des Ich-Ideals sagen könnte, sie repräsentiere eine Reihe von anzustrebenden, aber nie ganz erreichbaren Ideal-Zielen für das Selbst, könnte man von der Ich-Identität sagen, sie sei durch das tatsächlich erreichte, aber immer wieder zu überprüfende Gefühl der Realität des Selbst innerhalb der sozialen Realität gekennzeichnet. ... Die Identität hat in diesem Zusammenhang einen Anspruch auf Anerkennung als wichtigste Leistung des jugendlichen Ichs, insofern sie gleichzeitig dazu beiträgt, sowohl das nachpubertäre Es einzudämmen, das neu aufgerufene Über-Ich auszubalancieren, wie auch das häufig ziemlich hochmütige Ich-Ideal zu mildern — all das im Lichte einer voraussehbaren Zukunft, die durch ein ideologisches Weltbild strukturiert ist.“ (Erikson 1974, 219 f.)

Erikson zog es vor, von „Ich-Identität“ statt vom „Selbst“ zu sprechen:

„Identität bedeutet im unbestimmtesten Sinn natürlich viel von dem, was von einer Vielzahl von Bearbeitern das Selbst genannt wurde, sei es nun in der Form eines Selbst-Konzepts, eines Selbst-Systems oder in der fluktuierenden Selbsterfahrung.“ (Erikson 1974, 16)

Aber was mit Adler und Jung in der Gruppe geschehen war, die von „Lebensstil“ und „Selbst“ redeten, haben wir bereits erwähnt. Ich-Identität war für Erikson das Produkt von Kindheit und Jugend, die

Identität als solche und das Ich reichten also weit zurück. Die Objekt-Theoretiker der Psychoanalyse fragten verstärkt nach dieser Geschichte, wie es zuvor schon die Jung-Schule wollte: Wie läßt sich das Entstehen des Selbst in der frühen Kindheit beobachten und beschreiben? Die Folge ihres Wegs zurück war eine immer stärkere Betonung der frühen Mutter-Kind-Beziehung, die für sie als *pädagogische Aufgabe* vor allem die *Einfühlung* in den Mittelpunkt stellte.

Erikson teilte diesen Weg nicht, obwohl auch er zwischen den frühen Vorläufern der Identität und der ausgeprägten Ich-Selbst-Struktur der Adoleszenz unterschied. Er formuliert z.B. in diesem Sinne:

„In ihrer Suche nach einem neuen Gefühl der Kontinuität und Gleichheit, das jetzt auch die sexuelle Reife mit umfassen muß, haben Jugendliche sich noch einmal mit den Krisen früherer Jahre auseinanderzusetzen, ehe sie bleibende Idole und Ideale als Hüter einer endgültigen Identität einsetzen können“ (1974, 131).

Identität konstituiert sich zwar aus inneren (psychischen) und äußeren (sozialen) Lernprozessen zugleich, aber sie ist *weder* das eine *noch* das andere, sondern die Art, wie beides miteinander *verwoben* wird, die im Idealbild festgehaltene Wahrnehmung der eigenen Person und damit auch die *Wahrnehmung* von deren *Geprägtsein* durch die eigene Kindheit, die kollektive Geschichte usw., Faktoren, deren prägende Macht zu reflektieren gelernt werden muß: als irreversibel begriffen, aber auch nicht völlig unveränderlich. Denn die Muster unserer Verwobenheit mit anderen und mit den Organmodi verschiedener Reifungsstufen sind bei jedem von uns kulturell geprägt: zunächst durch Familie und Verwandtschaft, dann durch die kulturelle Gruppe, zu der wir gehören, schließlich durch immer umfassendere Identitäten. Diese zu begreifen, hieß sie zu bearbeiten, tiefer verstehen zu können, sich selbst anders integrieren zu können.

Solche Selbstfindung beginnt mit der Adoleszenz: Nicht nur die Familiengeschichte wird jetzt interessant, auch die Geschichte des eigenen Volkes, ja der Menschen. Wie verankern wir uns darin, wie klar und entschieden vermögen wir uns zu identifizieren, und inwieweit ist der Geschlechtstrieb, der aus der Familie „austeigen“ läßt, auch ein Erkenntnistrieb, wirklich meinen Platz im Leben, mein „Eigenstes“ (das Proprium, wie der Adlerianer Allport sagte) zu finden?

Erikson lernte in den 40er und 50er Jahren selbst, eine amerikanische Identität anzunehmen; seine Frau Joan Serson half ihm beim Englischen, auch beim Schreiben. In der Einleitung zu seinen autobiographischen Überlegungen (1970) heißt es:

„Auf den folgenden Seiten finden sich nur wenig gute Gedanken, die nicht erstmals im Gespräch mit Joan Erikson, meiner Frau, entstanden sind, und wo immer ein Wort wirklich gelungen ist, stammt es in der Regel von ihr.“ (1977, 10)

Die amerikanische Umgebung tat ihr Teil dazu, der experimentelle Geist der Forschungsinstitute, frei von dem autoritären Klima der deutschen medizinischen Institute. Aber was war denn nun diese neue „Amerikanische Identität“?

Erikson ließ diese Frage nicht mehr los. Schon in den 40er Jahren beteiligte er sich an einer Feldexkursion zu den Sioux-Indianern in Süd Dakota, einem Büffeljäger-Stamm. Später wiederholte er seine ethnologischen Betrachtungen im Kontext eines völlig anderen Stammes: Lachsfischer, die Yurok-Indianer in Kalifornien. Da er inzwischen — in den 40er Jahren — eine Privat-Praxis in San Francisco hatte, wird er zudem ständig mit Kindern und Jugendlichen verschiedener ethnischer Gruppen konfrontiert worden sein. Hinzu kam, daß er im 2. Weltkrieg als Berater an Kliniken und in der Rehabilitation von Veteranen arbeitete; komplexe Identitätsprobleme wird es hier jede Menge gegeben haben.

Erikson hält aber immerhin an seinen beiden Lehrern Anna Freud (die ursprünglich auch als Volksschullehrerin arbeitete) und dem Sozialpädagogen August Aichhorn mit der These fest, daß der *Adoleszenz* im Lebenszyklus eine *Schlüsselrolle* zukommt. Was in der Adoleszenz nämlich grundgelegt wird, ist die *vitale Bestimmtheit*, die später das gesamte Wert- und Selbstsystem durchdringt, wie es der Alkoholgehalt beim Wein tut (1974, 242): die „Treue zu sich selbst“ als eine dem Menschen „inwohnende Stärke“, eine „aktive Qualität“ (ebd., 243, Anm. 1).

Aber was hieß dies für die indianischen Büffeljäger, deren Jagdobjekte längst ausgerottet waren, auch wenn ihre häusliche Kultur noch um Phantasien einstiger Größe und um die Büffel kreiste?

Jugend braucht nach Erikson eine Möglichkeit, diese Qualität der Ich-Identität „zu entwickeln, anzuwenden und dafür zu sterben“, sonst wird sie die Gesellschaft *provizieren*, ihr diese Möglichkeit zu bieten oder beliebigen politischen „Rattenfängern“ folgen. Alles, was in der Kindheitsentwicklung an Hoffnung, Wille und Zielgerichtetheit, Können und Kompetenz erworben wurde, wird in dieser Treue zur adoleszenten Bilderwelt auf einem Identitätswurf festgelegt, auch wenn er zunächst nur mit verblüffender Wechselhaftigkeit verfolgt wird: „Aber hinter all der scheinbaren Unbeständigkeit der Jugend ist ein Suchen nach irgendeiner Beständigkeit im Wechsel erkennbar.“ (ebd., 240)

Was in Deutschland geschehen war, war für Erikson vergleichbar dem, was er bei den Indianern sah: Der Schritt zu einer Schmelztiegel-Identität gelang nicht. Wo die Gesellschaft keine begeisternde Identität anbot (und für die Indianer gab die amerikanische Identität kaum Möglichkeiten, ihre Vergangenheit zu integrieren), da beginnt die Jugend gewaltsam („totalistisch“) zu werden, auf Identität zu in-

stieren, oder sie wird selbstdestruktiv, verkommt in Drogen und selbstdestruktiven Aktivitäten (wie viele Indianer). Wir werden noch sehen, wie diese Überlegungen Erikson zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der neuen Studentenbewegung Ende der 60er Jahre führte. In seiner Wahrnehmung der Indianer scheiterten diese (wie auch die Afroamerikaner) prototypisch an den Problemen einer neuen Schmelztiegel-Identität: Die innere Auseinandersetzung in der Phantasie mußte von Büffel und Lachs zu einer Auseinandersetzung mit der Maschine und den Bildern der industriellen Welt wechseln, sonst hatten sie keine Chance, seelisch zu überleben. Denn was Jugend heißt, so definierte es die industrielle Gesellschaft, Begeisterung für deren Zentralsymbole *Maschine* und *Film*.

Ende der 70er Jahre beginnt Erikson seine Theorie der kindlichen Entwicklung noch einmal neu grundzulegen: Die Frage, die ihn jetzt beschäftigt, ist vor allem die nach dem Phantasieverlust und dadurch bedingter Pseudo-Identität. Was heißt es, das Ich wirklich zu stärken und zu bereichern, die Ich-Funktionen verlässlich wie einen Mechanismus zu machen, mußte dazu nicht zunächst das jeweils entsprechende kulturelle Identifikationsangebot erfaßt werden, das Eltern, Familie, Gesellschaft etc. vermitteln? Und was sind die Strategien der Vermittlung, denn man kann die Identifikation mit der Maschinenwelt und den Filmbildern so weit treiben, daß sie nur noch zu ritualistischen Reaktionen werden. Erikson beginnt jetzt auch darüber nachzudenken, wie seine eigene Identitätstheorie im Erziehungsprozeß mißbraucht wurde: Sie wurde in den USA massenhaft zur Herstellung von ‚Self made men‘ mißbraucht, zur Phantasie, man könne aus dem Menschen machen, was man wolle, entsprechend einem bestimmten Entwicklungsplan.

Für Erikson bedeutete das Eingehen auf diese pädagogischen Fragen allerdings zunächst auch eine Trennung, nämlich die Abgrenzung von der Therapeut-Klient-Beziehung, wie er sie in Wien erfahren hatte. Auch im Konsultationszimmer wird ‚Kultur‘ vermittelt, und Erikson gefiel es nie, daß Freud für die heilende Beziehung „die Bilderwelt der Herrschaft und Kontrolle gebrauchte, indem er beschrieb, wie ein Patient sich der Analyse zu ‚unterwerfen‘ hat“ (vgl. Roazen 1976, 10). Aber er sah in diesem Autoritarismus „eine neue Form des Asketismus“, „eine heroische Absage der Art, die neue Stufen moralischen Sich-Gewahrseins produziert.“ (ebd.) Mit anderen Worten, Erikson achtete sehr darauf, den Vater — auch in seinem Patriarchalismus — nicht zu entwerten: *Für seine Zeit* tat er einen revolutionären Schritt. Wiederum ist die Verwandtschaft mit Jung auffallend: So wenn er weniger die freie Assoziation, sondern die *aktive Imagination* betont oder bei Jugendlichen auch die im Alltag erfolgenden experimentellen Probehandlungen

und ihr spielerisches Realitätserkunden ernst nimmt. Erikson betont, „daß die aufgelöste und verletzte, unnahbare und bindungslose und doch fordernde und eigenwillige Persönlichkeit des nicht-allzu-neuorischen Jugendlichen viele notwendige Elemente des halb beabsichtigten Experimentierens mit Rollen von der Art des ‚ich riskiere Dich‘ und ‚ich riskiere mich selber‘ enthält. Man muß daher ein gut Teil dieser offenbaren Verwirrung als soziales Spiel ansehen — als den echten genetischen Nachfolger des Spiels der Kindheit“ (1974, 168). Auch das „Phantasieren in Phantasie und Introspektion“ wird von ihm also in diesem Sinne als Spiel und Experiment interpretiert.

Mit dieser Betonung des *kindlichen Spiels* und des *adoleszenten Experimentierens* war Erikson bereits in seiner Kinderanalyse einen wichtigen Schritt über eine bloße Sprechzimmer-Psychologie hinausgegangen. Aber Ende der 60er Jahre verfolgte er nun auch die Entstehungsgeschichte lebendiger Re-Ritualisierungen (anstatt mechanischer ritueller Reaktionen) in die Kindheit zurück. In vielen Kulturen findet sich vor allem die verheerende „Pseudo-Speziations-Annahme“, nämlich daß der Mensch, der in ihr herausgebildet wird, der einzige „wirkliche“ Mensch sei.

Schon in den 50er Jahren hatte sich Erikson in der Beschreibung der Verflechtungen kultureller Identitätsprobleme mit individueller Störung versucht, hatte er zu erfassen gesucht, wie Luthers Protestantismus das Steuer für die christliche Kultur herumreißen sollte, Jefferson wurde für ihn ebenso wichtig wie Hitler; Ende der 60er Jahre wurde es der pazifistische Gandhi. Was ihn an Gandhi vor allem interessierte, sind die Selbst-Repräsentationen, die dieser kreativ erfindet und die zugleich kulturelle Symbolneuschöpfungen sind, d.h. die Methode seines Vorgehens. (So z.B., wenn Gandhi sich an die Spitze eines Marsches an die See stellt, um das Salz, das privat zu gewinnen verboten war, vor aller Augen zu gewinnen; oder wenn Gandhi nach dem ersten Salzmarsch und einer Einladung bei den Engländern als erstes ein Tütchen herausnimmt und seinem Tee eine Prise Salz hinzufügt.)

1977 erscheint dann Eriksons vielleicht wichtigstes Buch „Toys and Reasons. Stages in the Ritualization of Experience“, seiner Frau Joan gewidmet. Der Titel bezieht sich auf ein Blake Zitat:

„The child's toys and the old man's reasons

Are the fruits of the two seasons.“

Frei übersetzt: Wie das Kind seine Weltschöpfung im Spielzeug und seiner Sprache mitteilt, so tun es alte Menschen durch ihre Argumente und die Sprache ihrer Argumente. 1972 hatte Erikson diese Überlegungen allerdings schon konzipiert: Als Godkin-Vorlesungen hielt er sie erstmals unter dem Titel „Spiel, Vision und Täuschung“ an der Harvard Universität, und über die „Ontogenese der Ritualisierung“

hatte er bereits 1965 vor der Royal Society gesprochen (1978, 9). Und in einer Anmerkung bezieht er sich auf einen ihn faszinierenden Vortrag des englischen Existentialisten und Analytikers Ronald Laing, der Ritualisierung bei Psychotikern beschrieb. Ein potentieller Patient hatte Laing zum Mittagessen eingeladen, ihm dann aber nichts angeboten, sondern um ärztliche Hilfe gebeten (vgl. ebd., 94). Erikson sah die Studentenrevolte als Angriff gegen leere Rituale: Der Vietnam-Kolonialkrieg wurde mit umso mehr technologischem Overkill vorangetrieben, je phantasieloser die Führung wurde, ihn beenden zu können. Erikson glaubte die Jugend auf der Suche nach einer Neu-Ritualisierung des Alltags.

In seinem Werk kommt Erikson zu einem visionären Ende: Der amerikanische Traum ist für ihn als christliche Paradiesvision nach wie vor lebendig. Aber er schließt das Buch mit einer Analyse der ‚katastrophalen Deritualisierung‘ und des Instinktverlusts ab, für die für ihn das My Lai-Massaker in Vietnam steht. Er zitiert den Journalisten Hersh: „Die Leute wußten nicht, weshalb sie starben, und die Soldaten wußten nicht, weshalb sie sie erschossen.“ (ebd., 132)

Literatur

Erikson, E.H.

1974 Jugend und Krise. Die Psychodynamik im sozialen Wandel. Stuttgart

1977 Lebensgeschichte und historischer Augenblick. Frankfurt

1978 Kinderspiel und politische Phantasie. Stufen in der Ritualisierung der Realität. Frankfurt

Neidhardt, F. u.a.

1970 Jugend im Spektrum der Wissenschaften. München

Roazen, P.

1976 Erik. H. Erikson. The Power and the Limits of a Vision. New York/London